



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Universitätsbibliothek Paderborn**

### **Von Leben und Arbeit eines deutschen Erziehers**

**Lietz, Hermann**

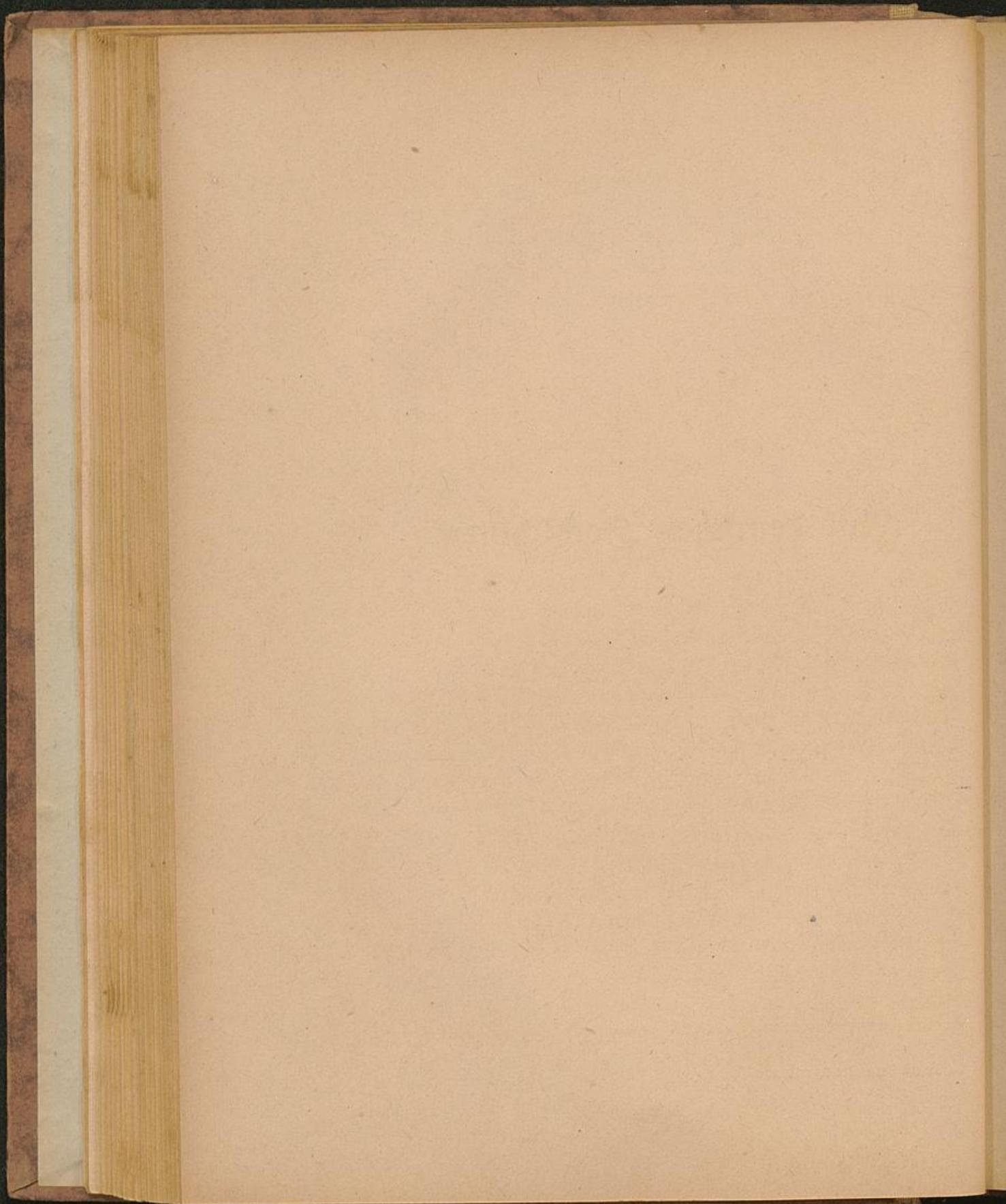
**Veckenstedt am Harz, 1922**

Auf deutschen Hochschulen

**urn:nbn:de:hbz:466:1-31086**

Auf deutschen Hochschulen.

4 Bte 9, Lebenserinnerungen.





Die Reifeprüfung war bestanden. Was sollte ich nun beginnen? Wir Brüder wollten alle gerne Landwirte werden. Davon suchte der Vater uns zunächst zurückzuhalten, weil die Landwirtschaft damals zu sehr zu kämpfen hatte. Nächst Landwirtschaft hatte ich zur Erlernung der Gärtnerei die größte Lust und mir schon den Plan ausgedacht, der Vorschrift gemäß mit dem Zeugnis für die IIb in die Gartenbauschule zu Potsdam beim Direktor Jühlke einzutreten. Auch zur Bildhauerei hatte ich Neigung und vielleicht auch Geschick. Der Vater aber hatte stets gewünscht, daß ich zunächst die Schule beendige. Dann stünde mir die ganze Welt offen. Gärtner oder Bildhauer könne ich dann immer noch werden. Mir war damals diese Durchkreuzung meiner Pläne keineswegs lieb. Durch sie wurde aber meine ganze Weiterentwicklung grundlegend beeinflusst. Sehr schwer wurde es den Eltern, uns allen den Besuch einer höheren Schule zu ermöglichen. Wie hochherzig und tapfer war es von ihnen, nicht darauf hinzuwirken, daß wir bald zu Brot kämen! Die Wahl eines Berufes, der mir rasch Einkommen und Stellung brächte, lag aber auch mir ganz fern. Neben der Neigung für Land- und Naturleben waren inzwischen Anteilnahme und Eifer für soziale Arbeit und für die Fragen der Lebens- und Weltanschauung in mir wach geworden. In den Ferien kamen wir Kinder ja fortwährend auf

dem Landgut in Beziehungen zu Arbeitern und Handwerkern. Im Garten und auf dem Felde arbeiteten wir überall mit und erledigten Besorgungen und Bestellungen. Auch während der Schulzeit kauften wir zunächst die zum täglichen Leben nötigen Dinge ein, holten die von der Heimat angekommenen Sendungen ab, halfen in Küche und Keller. Das alles ist uns fürs ganze Leben von großem Wert gewesen, machte uns praktisch, entwickelte unser soziales Empfinden und Denken, erhielt uns gesund und einfach, verschaffte uns Kenntniss und Erfahrung von den Tatsachen des täglichen Lebens. Darum habe ich immer die Kinder mancher wohlhabenden Familien bedauert, die infolge von Standesvorurteilen abgeschlossen dahinleben, von den wichtigen sozialen und praktischen Dingen gar oft keine Kunde erhalten und statt dessen vieles kennen lernen, was ihnen besser noch auf Jahre hinaus eine fremde Welt bliebe.

Schon in den oberen Klassen der Schule hatte die Not in den Familien von Trinkern zunächst auf unserem Landgut und im Pfarrdorfe mein Mitleid wachgerufen. Damals wie später während der Universitätsferien bemühte ich mich, manchem von ihnen zu helfen. Auch theologisch-philosophische Fragen waren häufig in Elternhaus und Freundeskreis an mich herangetreten. Religionslehrer und Prediger waren zwar orthodox und verschafften wenig Anregung, ein Stadtgeistlicher ausgenommen, dessen Predigten ich in den letzten Schuljahren ziemlich regelmäßig hörte. Mit anschaulichen Situationszeichnungen pflegte er sie einzuleiten. Er gehörte der freien Richtung an; Pfarrer Pfundheller von der Jakobikirche war es. Meine älteste Schwester, die mit mir jene Gottesdienste besuchte, bemerkte eines Tages, daß meine Aufsätze den Stil jener Predigten angenommen hätten. Auch die ausgeprägte Weltanschauung meines Vaters machte auf mich Eindruck. Im

Kreise der Bekannten und Kameraden aber gingen die Ansichten über die religiösen Fragen weit auseinander. Manche lehnten alles ab und spotteten nur. Bei den häufigen leidenschaftlichen Erörterungen hielt ich mich zumeist ganz zurück, weil ich zu bemerken glaubte, daß alles ein Streit um Worte sei und daß es mir wie allen Streitenden an Sachkenntnis noch fehlte.

Immer lebhafter wurde mein Wunsch, mir die nötige Klarheit zu verschaffen. Meinen sozialen und wissenschaftlichen Neigungen schien somit am besten Rechnung getragen, wenn ich Theologie studierte. Ein Lieblingsgedanke des Vaters war dabei, mich dereinst als Prediger der schönen und einträglichen Pfarre unseres Kirchspiels zu sehen, zu der ein großer Garten, umfangreiche Landwirtschaft und Jagd gehörten. Manche Kameraden waren entsetzt. Stand doch der Beruf des Predigers durchaus nicht bei allen in Ansehen. H. G., mit dem ich am meisten verkehrte und auf Wanderungen philosophierte, sagte mir: „Hermann, Du willst Pfarrer werden? Lieber Schinder als Pastor!“

Doch ich ließ mich nicht beirren und beschloß, in Halle Theologie zu studieren. Auch die Prophezeihungen meines Direktors machten mich nicht schwankend. Beim Abschiedsbesuch sagte er mir in Gegenwart aller „Mitgeprüften“: „Sie wollen nach Halle? Wie bedaure ich Ihren alten Vater! Was für einen Kummer werden Sie dem machen!“ Er sah mich schon als verlorenen Sohn zurückkehren! Davon, was in mir vorging, was ich getrieben hatte und was ich treiben wollte, hatte er so wenig Ahnung wie irgendeiner der Lehrer.

Aber auch der völlige Mangel an Mitteln zum Studium schreckte mich nicht. Daß ich von den Eltern, die schon genug Sorge und Mühe hatten, nur wenig erwarten konnte, war mir klar. Doch in sorgloser Naivität dachte ich nicht daran, den

Plan des Studiums aufzugeben oder die nahe, heimische Universität Greifswald zu beziehen, wo ich jedenfalls billiger durchkommen und leichter „Stipendien“ erhalten konnte. Die Orthodorie der dortigen theologischen Fakultät, die Enge und Kleinheit der Verhältnisse, die mir ja aus den ersten Schuljahren bekannt waren, alles, was ich vom Greifswalder Studentenleben erfahren hatte, stieß mich ab. Das Unbekannte und Abenteuerliche in weiter Ferne, der Ruf einiger Hallenser Lehrer, vor denen man mich zumeist warnte, z. B. Professor W. Beyschlags, das Beispiel einiger Kameraden, die auch dorthin gingen, lockte mich. Einige Tage, bevor ich zur Universität abreisen wollte, kam mein etwa zwei Jahre älterer Bruder auf kurzen Urlaub von seiner ersten Verwalterstelle. Der brachte sein Vierteljahrsgehalt als Landwirt mit, ich glaube, es waren ungefähr 100 M. Als er seiner Militärpflicht in Stralsund genügte, hatte ich ihm mit dem ersten Geld, das ich durch Einzelunterricht verdiente, geholfen. Nun gab er mir mit Zustimmung der Eltern seinen ersten Verdienst. Das waren die Mittel, mit denen ich mein Studium begann. Wie meine Eltern, so habe auch ich es damals und später häufig im Leben erfahren: wenn man nur ausharrt und nie Mut und Hoffnung verliert, so findet man auch in der schwierigsten Lage immer noch Hilfe.

\* \* \*

Voller Erwartungen kam ich nach Halle. Bald ward ich dessen inne, daß ich in eine neue Welt gekommen sei. Die Zeit des Zwanges, der Mittelmäßigkeit, der Pedanterie, Paukerei und Qual war zu Ende! Freie Bahn dehnte sich vor mir aus. Feurige Redner in Silberhaaren, außerordentlich anziehende Persönlichkeiten, Männer, deren geistige Bedeutung

und Kraft man sofort verspürte, sprachen vom Katheder herab. Ungemein fesselten sie mich vom ersten Tage an. Der Unterschied gegen die Schule war zu groß. So stürzte ich mich denn fast übereifrig auf die Arbeit. Wenn ich heute auf sie zurückblicke, so muß ich sagen: ich machte den Fehler, zu viel auf einmal kennen lernen zu wollen, zu belegen und zu hören. Infolgedessen konnte ich mich nicht genug auf die Vorlesungen vorbereiten und ihren Inhalt nicht genug durcharbeiten. Weniger wäre mehr gewesen! Aber das lebendige Wort begeisternder Lehrer tat mir damals nach der Öde vergangener Jahre besonders wohl und war für mich sicherlich zunächst das Beste. Besonders gefielen mir die Theologen Benschlag und Loofs. Bei jenem hörte ich das Johannes-Evangelium, bei diesem zwei Teile Kirchengeschichte auf einmal. Daneben fesselte mich auch Aphues und später Bahinger. Gewiß gab es in Halle auch unter den Theologen recht langweilige Herren. Aber die hörte ich nicht. Examenszwecke spielten ja bei mir kaum eine Rolle. Daß man hier als freier, vertrauenswürdiger Mensch, als Erwachsener und nicht mehr als mutmaßlich schlechter, mindestens dummer Junge behandelt wurde, stärkte Selbstvertrauen und Ehrgefühl. So wurde denn nicht mehr aus Zwang und unter Druck, sondern aus freiem Willen, aus innerer Anteilnahme an der Sache mit Lust gearbeitet. Mochte ich abends noch so spät aus dem akademisch-theologischen Verein, dem ich beigetreten war, heimkommen, morgens um sieben war ich doch immer in den Vorlesungen, und das bis 12, öfters bis 1 Uhr.

Der wissenschaftliche, akademisch-theologische Verein hat mir viel genützt, vermittelte er doch Bekanntschaft und Verkehr mit manchem lieben Kommilitonen, erweiterte Menschenkenntnis und Gesichtskreis. Vor allem bot er an den wöchentlichen

wissenschaftlichen Abenden auch Gelegenheit zu freier Aussprache über wissenschaftliche Fragen und in den Erörterungen nach den Vorträgen, den Debatten, die Möglichkeit, diese Fragen auch selbst anzupacken. Voraussetzung war allerdings, daß man wissenschaftliches Interesse hatte und sich von den Begleiterscheinungen des studentischen Vereinslebens, vor allem dem Kneipenwesen, nicht gefangennehmen ließ. Das war aber bei mir kaum der Fall. Mein Unabhängigkeitsinn, um nicht zu sagen Trotz, bewahrte mich davor, Sklave der Trinkregeln, des „Komments“, zu werden. Das studentische Kneipenwesen übte durchaus keinen Reiz auf mich aus, zum Teil vielleicht deshalb nicht, weil ich davon schon in den verschiedenen Oberklassen der Schule genug erfahren hatte. Als in meinem dritten Semester ein „Fuchsmajor“ die jungen Kameraden des Vereins zu starkem Trinken zwang, trat ich energisch dagegen auf und bewirkte dessen Absetzung, unbekümmert um die Feindschaft, die mir so erwuchs.

Schon vom ersten Semester an beteiligte ich mich an wissenschaftlichen Vorträgen. Dadurch kam ich mit einigen Hochschullehrern in persönliche Beziehung und besser in die Facharbeit hinein. So hielt ich im ersten Semester auf Anregung von Prof. Loofs einen Vortrag über Luthers Vortreden zum Neuen Testament. Dadurch gelangte ich zum Quellenstudium, wozu die Schule nicht angeleitet hatte. Des Reformators freimütiges Urteil über einzelne Bücher des Neuen Testaments machte auf mich starken Eindruck. Im zweiten Semester arbeitete ich einen Vortrag über die Wiederkunftsidee Jesu aus. Dabei kann man ja der Frage, ob Jesus sich mit der Behauptung seiner Wiederkunft geirrt habe, nicht ausweichen. Lange sträubte ich mich dagegen, sie zu bejahen. Endlich tat ich's aber unter der Wucht der Evangelienworte.

Von entscheidender Bedeutung für alle und jede wissenschaftliche Arbeit ist es, daß man zunächst an irgendeinem Punkte mit ihr Ernst macht, vor keiner Mühe und keiner Folgerung zurückschreckt und die Kraft der Selbstüberwindung aufbringt, Lieblingsgedanken und widerstrebende Empfindungen aufzugeben und strenger, auch noch so unangenehmer Wahrheit die Ehre zu geben. Bringt man das nicht fertig, dann gehört freilich nicht viel Geschicklichkeit dazu, alles nach seinem Geschmack zu verdrehen, den Tatbestand sich selbst und der Menge zu vertuschen. Hat man aber wenigstens eine erste derartige grundsätzliche Entscheidung getroffen, dann fallen alle späteren verhältnismäßig leicht. So ist es auf allen Gebieten dem der Theologie, der Naturwissenschaft, der Medizin und anderen.

Lebhaft wurde über die „brennenden“ Fragen gestritten, so z. B. eine Zeitlang täglich über die Echtheit des Johannes-evangeliums. Damals hörte ich eine Vorlesung W. Benschlags darüber, der sie mit seiner ganzen gewinnenden Beredsamkeit verteidigte. Kaum war das Kolleg zu Ende, so kam der Kommilitone J. Voigt, der bei Prof. Grafe die gegenteilige Ansicht gehört hatte, mit seinen Beweisgründen dagegen. Dieser Kamerad wies mich u. a. auf das schöne Buch von Ad. Jülicher „Die Gleichnisreden Jesu“ hin, das ich mit Genuß durcharbeitete. Vor allem förderte mich beim Studium vom zweiten Semester ab ein damals noch wenig beachteter Privatdozent, der sich später als Forscher einen ganz bedeutenden Ruf erwarb, Lizentiat H. Gunkel. Von ihm lernte ich Mut und unbedingte Konsequenz in wissenschaftlicher Arbeit und geschichtliche Auffassungs- und Denkweise. Gunkel zur Seite trat für mich der geistvolle Liz. Eichhorn. Der Einfluß der älteren, vermittelnden Richtung nahm bei mir ab, der dieser jüngeren religionsgeschichtlichen wuchs.

Im vierten Semester wurde mir vom theologischen Verein die Bearbeitung der „Generalthesen“ übertragen. Mit ihnen verhielt es sich so: Einmal im Jahr wurde von allen theologischen Vereinen der verschiedenen Hochschulen das gleiche Thema bearbeitet. Dazu wurden von jedem Vereine je ein Vortragender und dessen Gegner (Referent und Korreferent) ernannt, die sämtlichen Streitsätze (Thesen und Gegenthesen), die beide aufgestellt hatten, an die Kartellvereine aller Hochschulen geschickt. Damals hatte ich als Referent der Thesen das Thema „Das Gebet und seine Erhörbarkeit“ zu bearbeiten. Wie bei der Arbeit über die Wiederkunft Christi kam ich auch hier an eine Stelle, an der sich altgewohnter Glaube die Entscheidung anzueignen pflegt. Doch konnte ich nicht umhin, zuzugeben, daß eine „objektive“ Erhörbarkeit des Gebets ausgeschlossen sei und nur von einer „subjektiven“ Einwirkung des Betenden auf sich und andere geredet werden könne. Bei dieser Arbeit hatte ich mich zum erstenmal eingehender mit dogmatischen und ethischen Fragen auseinandergesetzt und die bedeutendsten Werke dieses Gebietes von Schleiermacher, R. Rothe, Biedermann und R. U. Lipsius näher kennen gelernt. Auch diese Arbeit hatte mich sehr bewegt. Immer mehr war ich dabei, von der Hallenser Vermittlungstheologie abzukommen und mit der „kritischen“ Auffassung, die hauptsächlich in Jena durch R. U. Lipsius u. a. vertreten wurde, vertrauter zu werden.

Doch fand ich in Halle besonders in den Seminarien auch weiterhin mancherlei Anregung, so bei Prof. Loofs. Als Mitglied des praktisch-theologischen Seminars bei Prof. Beyschlag mußte ich im fünften Semester zum erstenmal auf die Kanzel im Diakonissenhaus in Halle. Ich erinnere mich noch, daß ich u. a. in dieser Predigt, deren Zuhörer vor allem Studenten waren, das studentische Duell und Trinkwesen ver-

warf. In der Beurteilung wurde ich von seiten der Studenten angegriffen, von Prof. Benschlag verteidigt. In diesem Semester ging ich auch zum erstenmal während der Universitätszeit und ziemlich zum letztenmal in meinem Leben zu dem von Prof. Benschlag in der Universitätskirche gereichten Abendmahl. Immer wird mir die Gestalt des schönen, milden und zugleich feurigen Greises mit seiner wundervollen Stimme und der künstlerisch vollendeten Form seiner Rede vor Augen stehen. Noch jetzt, nach bald 30 Jahren, klingen die Worte des von ihm verlesenen Psalms an mein Ohr. Der Eindruck, die Wirkung einer geschlossenen, bedeutenden Persönlichkeit ist doch das Entscheidende und Bleibende im Menschenleben.

Ein Erlebnis des letzten Semesters in Halle packte mich ganz besonders. Um diese Zeit war ich mit einem jungen Theologen Arthur Selle näher bekannt geworden, der es liebte, abseits von der großen Schar der Genossen eigne Wege zu gehen. Zuerst sah ich ihn während einer Pause an der Treppenbrüstung vor dem Vorlesungsaal lehnen. Und nie werde ich das Geschaute vergessen, den schwärmerischen Blick der dunklen Augen, den Ernst und Ausdruck des Antlitzes, den Schwung gewissermaßen der ganzen Gestalt. Gemeinsame wissenschaftliche und soziale Neigungen brachten uns bald einander nahe. Sie waren denen ähnlich, die später in der nationalsozialen Partei und im evangelisch-sozialen Kongreß Ausdruck fanden. Damals aber stießen sie noch zumeist auf heftigen Widerspruch. Ich erinnere mich lebhaft daran, wie ich bei der Verteidigung dieser Ideen bald nacheinander in den Ferien mit zwei Verwandten heftig zusammenstieß, einem Prediger bei Wittenberg und einem pommerschen Rittergutsbesitzer, so daß ich beidemal spät abends nahe daran war, das Haus zu verlassen, in dem man die Vertretung dieser „radikalen“ Ideen für unzulässig erklärt hatte.

Jene schöne Zeit gemeinsamen Strebens und Ideenaustausches fand eine jähe Unterbrechung. Wir hatten die alttestamentlichen Übungen bei Lic. Gunkel besucht. Die Gesetzgebung unter Josia (V. Mos. 12 ff., 2. Kön. 22 ff.) wurde behandelt und an diesen Quellen waren mir die alttestamentlichen Probleme ganz klar geworden. Nach den Übungen kamen Arthur Selle, ein Kamerad und ich im engeren Kreis mit Lic. Gunkel häufiger zusammen. Eines Abends wurde danach noch ein Ausflug nach der Saaleinsel vorgeschlagen, ich aber trennte mich von den übrigen. Am nächsten Morgen traf mich die Schreckenskunde, Arthur Selle sei ertrunken. Überall suchten wir, und wenige Stunden später sah ich das entstellte Antlitz des Freundes, den ersten Toten in meinem Leben. Man war am Abend auf die Saaleinsel gekommen, das mitgebrachte Boot war weggetrieben, weil nicht genügend befestigt, die beiden Kommilitonen waren ins Wasser gesprungen, um vom anderen Ufer ein Boot zu holen. Trotz allem Rufen war von Selle nichts wieder zu hören gewesen. Man mußte annehmen, er sei vom Stimmrißkrampf betroffen worden. Lange dauerte es, bis ich den Tod des Freundes ruhiger ertragen lernte. Zuerst war ich und mit mir ein Kamerad, der auch mit ihm befreundet gewesen war, so aufgereggt, daß wir auch nachts nicht mehr allein auf unseren Zimmern schlafen mochten, sondern zusammenzogen.

Dieser Schicksalsschlag trug wohl mit dazu bei, daß ich bald darauf am Schluß meines fünften Semesters Halle verließ, woselbst die älteren Theologen mich auf die Dauer doch nicht befriedigten. In Jena hoffte ich strengere Wissenschaftlichkeit in der systematischen Theologie (Dogmatik) bei R. U. Lipsius und in der Philosophie bei R. Eucken und D. Liebmann neue Anregung zu finden. Daß ich so meine materielle Lage wieder

gefährdete und verschlechterte, beachtete ich wiederum nicht. In Halle hatte ich zum Teil auf Grund meiner Leistungen in den Seminarien mannigfache Unterstützung (Stipendien) gefunden. Durch meinen Weggang verscherzte ich mir diese Hilfe, und ein Ersatz war zunächst nicht vorhanden. Dazu wurden Studienabschluß, Prüfungen und Anstellung durch die Übersiedelung auf die kleine nichtpreussische Hochschule im sechsten Semester in Frage gestellt.

Außerste Sparsamkeit bewahrte mich davor, an pekuniären Schwierigkeiten zu scheitern. Ich fuhr selbst lange Strecken, so die Reise nach Hause, stets vierter Klasse, in der es damals noch keine Bänke gab. In Halle hatte ich eine Zeit lang einen halben Freitisch gehabt und so lange jeden zweiten Tag nicht zu Mittag gegessen, bis ich einen ganzen erhielt. In Jena fiel diese Erleichterung fort. Da habe ich denn mehrere Semester hindurch oft lange nichts anderes genossen als Butterbrot und Kakao, den ich mir selbst zubereitete. Jahre hernach las ich ein Buch über die Fastenkur, in dem ein Hygieniker nachweisen wollte, daß man hiermit allein gut auskommen könne. Als Student habe ich dies lange Zeit erprobt. Aus der Heimat schickten mir die Angehörigen hin und wieder Lebensmittel und ich mußte sehr darauf bedacht sein, daß ich stets den Groschen für die Austragegebühr hatte. Meine Dachwohnung kostete, Morgenkaffee eingeschlossen, monatlich dreizehn Mark. Von ihr schaute man allerdings auf eine hohe kahle Giebelmauer und mußte drei Treppen zu ihr hinaufklettern. Aber dafür waren die Wirtsleute, eine Schneiderfamilie, herzensgute Menschen. Auch ohne Geld habe ich mich dort oben sehr wohl gefühlt. Lebte ich doch damals sorgen- und schuldenfreier als in den späteren Jahren, in denen ich jährlich etwa eine halbe Million Mark einnahm. Ohne irgendwelche Schulden zu machen, schaffte ich mir von

meinem wenigen Geld eine verhältnismäßig umfangreiche Bücherei an, die leider später in Bieberstein mit verbrannt ist. Bücher und Studien waren damals meine einzige Liebhaberei. Zu ihr kam in den Ferien die Landwirtschaft.

Nach Jena übergesiedelt zu sein, hatte ich nicht zu bereuen. Meinen Eltern werde ich stets dafür dankbar sein, daß sie mich niemals in meinen Entschlüssen behinderten, auch dann nicht, wenn diese wenig zweckmäßig zu sein schienen. Die Altertümlichkeit und Behaglichkeit des Städtchens, die Schönheit seiner Umgebung, Freundlichkeit und Schlichtheit der meisten Bewohner, die Einfachheit des Lebens sagten mir sehr zu. Die Vorlesungen und Seminare der Theologen Lipsius, Nippold, Schmiedel, Siegfried, der Philosophen Eucken und Liebmann boten mir reiche Anregung. Was in Halle Liz. Hermann Gunkel, wurde mir hier Paul W. Schmiedel, ein Gelehrter, der an Genauigkeit und Fleiß, Selbstgenügsamkeit und Einfachheit, an Tüchtigkeit und Hingabe an die Studenten nicht leicht übertroffen werden konnte. Allerdings sagten mir die preußischen Studiengenossen in Halle mehr zu als die jungen Thüringer Theologen. Die hatten zumeist die Periode der Orthodorie nicht selber durchgemacht. Ihr Liberalismus war darum wohl oft etwas oberflächlicher, selbstherrlicher Art.

Mein erstes Jenenser Semester, das sechste meines Studiums, war zu Ende. Wieder stand ich vor der Frage: „Was nun? Vom geistlichen Beruf war ich immer weiter abgekommen. In meiner Heimat Pommern hatte ein Jenaer Theologe wenig oder keine Aussicht auf Anstellung, zumal einer mit meinen Ansichten, die weit über den Durchschnittsliberalismus hinaus gingen. Die Lust zu sozialer Wirksamkeit auf dem Lande war geblieben. Aber konnte man sie nicht am besten als Landwirt befriedigen? Hatte ein Prediger überhaupt Aussicht, auf die verheßten

Arbeitermassen zu wirken, die in ihm nur den bezahlten Diener der herrschenden Klassen sahen? Zudem wollte ich keinesfalls dogmatische Verpflichtungen übernehmen, die meinen Überzeugungen zuwiderliefen. Mit der in liberalen Kreisen üblichen Umdeutung dieser Formeln konnte ich mich gar nicht befreunden. Die bekämpfte ich energisch als Falschmünzerei. Aber die Hochschule als „verbummelter Student“ verlassen? Einen ehrenvollen wissenschaftlichen Abschluß der Arbeit wollte ich unter allen Umständen durchsetzen.

In allen studentischen Ferien hatte ich den Beruf des Landwirts vom ersten bis zum letzten Tage hingebend ausgeübt. Die Bewirtschaftung des väterlichen Gutes lag dann hauptsächlich in meiner Hand. Günstig war es, daß die wichtigsten landwirtschaftlichen Arbeiten, Frühjahrsbestellung, Ernte und Herbstbestellung, in die Ferienzeiten fielen, von Anfang März bis Ende April und Ende Juli bis Ende Oktober. Nicht nur leitete ich diese Arbeiten, ich arbeitete auch an entscheidender Stelle stets mit. Das alles machte mir große Freude. Allerdings brachte es allerhand Schwierigkeiten mit sich. Mein schon sehr bejahrter, bedächtig und vorsichtig gewordener Vater konnte sich oft in meine ungefüme Art des Vorgehens nicht finden. Von diesen Arbeiten vom frühen Morgen bis zum späten Abend war ich zumeist so ermüdet, daß ich z. B. einmal nachts, als bei uns eingebrochen wurde und man mich wecken wollte, überhaupt nicht wach zu bekommen war. Diese Ferienarbeiten haben mich vor allem gesund und stark erhalten und praktisch gemacht. Freilich zum Studieren kam ich in den Ferien niemals. Dazu blieben weder Zeit, noch Andacht, noch Kraft. Ich erfuhr, wie der stark mitarbeitende Landwirt der Gefahr unterliegt, dem geistigen Leben entfremdet zu werden. Wenn ich aus den Ferien in die Stadt zurückkam, hatte ich

zunächst immer noch starkes Schlafbedürfnis. Aber im Lauf der Studienmonate wurde der Schlaf von selbst immer weiter abgekürzt, auch kam ich dann mit immer weniger Speise und Trank aus. Die Semesterzeit mußte gründlich ausgenutzt werden. Mancher herrlichen Frühlingssonntage der letzten Studienjahre entsinne ich mich gar wohl, an denen alles im Städtchen in die schöne Umgebung gepilgert war und ich in meiner kleinen Dachstube vom Morgen bis zum Abend arbeitete. Die einzige Krankheit, die mich in diesen Jahren befiel, war eine Entzündung der Augen infolge ihrer Überanstrengung, besonders durch Lesen der hebräischen Texte. Aber auch diese wich bald wieder, und ich behielt meine guten Augen. Als zweckmäßig erprobte ich vor den Prüfungen, aus den umfangreichen wissenschaftlichen Werken kurze Auszüge in Form übersichtlicher Gliederungen anzufertigen. Die nahm ich abends ins Freie mit mir und prägte mir den Inhalt auf Spaziergängen ein. Das war zugleich die einzige Erholung von der Arbeit. So erfuhr ich, daß man das Bedürfnis nach Schlaf und Speise im Lauf der Monate bedeutend einschränken und zugleich Kraft und Sammlung zur geistigen Arbeit sehr steigern kann. Allerdings war dann nach Semesterschluß der Übergang zur körperlichen Arbeit auf dem Lande besonders heilsam und notwendig.

Mein Vorsatz war nun, so bald und so gut wie möglich den Eltern durch die Tat zu helfen, und zwar mehr noch, als ich es bis dahin in den Ferien getan hatte. Die hatte ich eigentlich so zugebracht, wie es die amerikanischen Studenten zu tun pflegen. Wenn ich auch an keine bare Entschädigung für meine Arbeit dachte, so kann ich doch sagen, daß meine Ferienarbeit auf dem elterlichen Gut wohl vielleicht soviel wert war, als ich von der Heimat erhielt. Die Mittel für mein Studium habe ich somit eigentlich durch eigene Arbeit aufgebracht. Am Privat-

unterricht auf der Hochschule bemühte ich mich nicht. Der hätte mir zuviel Zeit geraubt. Ausnahmsweise aber bereitete ich hier in Jena einen japanischen Studenten auf die philosophische Doktorprüfung vor. Seine Arbeit suchte die Überlegenheit der buddhistischen Ethik über die ethischen Systeme der deutschen Philosophie zu beweisen. Unregend und ergötlich war es, mit ihm darüber zu streiten.

In der inneren Ungewißheit über den künftigen Beruf ließ ich die Zukunft auf sich beruhen, lebte nur der Gegenwart und beschloß, zuerst einmal schnell die Studien abzuschließen. Dabei entschied ich mich für die philosophische Doktorprüfung. Für eine andere hatte ich in Jena noch nicht die vorgeschriebene Semesterzahl. Dazu liebte ich damals die Philosophie mehr als irgendeine andere Wissenschaft. Von ihr erhoffte ich Klarheit in den großen Fragen, um deren Beantwortung willen ich die Hochschule überhaupt aufgesucht hatte. Unter allen meinen bisherigen Lehrern zog mich vor allem R. Eucken an. Nichts von trockener, pedantischer Stubengelehrsamkeit war an ihm. Begeisterungsfähigkeit, Schwung, echtes Pathos zeichneten ihn aus. Die idealistische Richtung seiner Philosophie, der Versuch, von einer tieferen Erfassung des Gesamtgeisteslebens aus zum Aufbau einer selbständigen Weltanschauung und zur Überwindung des Materialismus zu gelangen, sein geschichtliches Verständnis, die Persönlichkeit des Ostfriesen, seine Schlichtheit, seine Lebenshaltung, alles sagte mir zu. Bei der strengsten Kälte waren er und ich wohl die einzigen in Jena, die Überzieher, Handschuhe u. a. verschmähten.

Eine treffliche Ergänzung zu Eucken, in mancher Beziehung einen Gegensatz zu ihm, hatten wir in Jena in dem kritischen, nüchternen, klaren Kantianer Otto Liebmann, dem Verfasser der „Analyse der Wirklichkeit“. Auch ihn hörte

und schätzte ich. Niemals habe ich das schülerhafte „Schwören auf die Worte des Meisters“ und gegenseitige Verleßern begreifen können. Unter den Hörern dieser beiden Professoren fand man das zum Glück aber nicht. Ich freute mich beider, die, wie ich bestimmt glaube, selbst einander wert hielten.

Ostern 1891 aus der Heimat zurückgekehrt, ging ich sofort zu Prof. Eucken und fragte, ob ich bei ihm die Doktorprüfung machen könne. Ich müsse aber in diesem einen Semester noch fertig werden. Denn spätestens mit Semesterabschluß wollte ich ja die Hochschule verlassen. Das Sommersemester umfaßte aber kaum drei Monate. Noch wußte ich durchaus nicht, worüber ich arbeiten wollte, hatte auch nichts vorbereitet. So hätten mich die meisten an Euckens Stelle wohl abgewiesen. Doch ihm lag alles Pedantische und Ängstliche fern. Die Darlegung meines Studiengangs und meine kurze Entschlossenheit mochten ihm wohl zusagen. Bald waren wir über das Thema einig. Unter Berücksichtigung meiner sozialpolitischen und geschichtsphilosophischen Neigungen wurde eine Arbeit aus dem Gebiet der neueren Gesellschaftswissenschaft, der Soziologie, und zwar der des Franzosen Auguste Comte, gewählt. „Der Begriff der Gesellschaft bei A. Comte“ ist sie später von mir benannt worden. Noch am gleichen Tage hatte ich die dicken sechs Bände des Philosophen in meiner Dachstube. Neben ihnen und den philosophischen Klassikern mußte ich mich noch tüchtig an das Studium des Hebräischen und der Germanistik, meiner „Nebenfächer“, heranmachen. Der etwa 90-jährige, liebe, freundliche Orientalist Stickel, der noch Goethe gekannt hatte, und Prof. F. Kluge waren dabei meine Lehrer. Dazu war ich aber auch noch „Senior“ in vier theologischen Seminarien.

Doch ich hatte ja schon verschiedentlich gelernt, durchzusetzen, was ich wollte. Mein Körper ließ mich auch dies-

mal nicht im Stich. Und als ich mich erst einmal durch das mir wenig zusagende Französische der Comteschen Bände durchgearbeitet und die einschlägige positivistische Literatur, J. St. Mill, H. Spencer, gelesen hatte, ging alles sehr schnell. In wenigen Tagen war da meine Abhandlung (Dissertation) fertig und bald darauf angenommen. Auch in der mündlichen Prüfung ging es mir gut. Dies Examen war denn doch etwas ganz anderes als die Reifeprüfung drei Jahre zuvor. Dort Zufalls- und Gedächtniswissen, mechanisches Abfragen. Hier zunächst ruhige Vertiefung in einen Gegenstand, Anwendung wissenschaftlicher Methode und dann Gelegenheit, ruhig und im Zusammenhang über umfangreichere Themata verschiedener Art vorzutragen. Nur diese Art der Prüfung bietet Gewähr, Umfang und Wert des vorhandenen Wissens, die Art der Arbeit, die Kraft des Denkvermögens und der Darstellungsfähigkeit zu zeigen. Sie allein entspricht dem freien, verständigen Studium. So habe ich sie denn später auch stets in meinen Schulen angewandt. Wie mir das ganze Hochschulstudium eine Freude war, so sind mir dessen Prüfungen nie unangenehm gewesen und mir alle schnell und gut gelungen.

Das Sommersemester war zu Ende und ich Doktor der Philosophie „mit großem Lobe“. „Was nützen mir die Titel, wenn ich nicht hab' die Mittel“, meinte aber unser alter Gutsstatthalter, als er mich in den Ferien wieder sah. Der Schlaukopf hatte vielleicht nicht so unrecht. Denn einen Zukunftsberuf hatte ich damit immer noch nicht. Universitätslehrer zu werden, wozu mich mancher antrieb, lockte mich nicht. Jetzt Landwirt werden? Das blieb mir ja immer noch in den Ferien und später. Die Studien fesselten mich noch zu sehr. Ich konnte und mochte mich nicht von ihnen trennen und wollte sie erst ganz ab-

schließen, zumal in den neuen Gebieten, zu denen ich inzwischen gelangt war: Philosophie, Germanistik, Geschichte. Dazu kam, daß mich der Erfolg des letzten Semesters und Vorstellungen meiner Lehrer, besonders des Professors Lipsius, ermutigt hatten. Er hatte mich als Glied, dann als Senior seines Seminars kennen gelernt. Meine Bedenken, daß ich doch nicht Pfarrer werden könne, suchte er zu widerlegen und forderte mich auf, zunächst einmal die theologische Prüfung zu machen. Meine Zulassung beim Weimarer Kirchenregiment versprach er durchzusetzen, obwohl ich noch nicht die drei erforderlichen Jenseit Semester hinter mir hatte. Zum Oberlehrerexamen hatte ich auch noch nicht genügende Vorstudien. So nahm ich das Anerbieten von Lipsius an, zumal das Examen nicht viel Zeit zu kosten schien. Zunächst wies die Kirchenbehörde in Weimar meine Meldung ab. Ein Brief von Lipsius genügte aber später, um mir die Zulassung sofort zu verschaffen. Mit Schluß des Wintersemesters war diese Angelegenheit, wie's mir vorkam, in ziemlich lustiger Weise, erledigt. Die meisten unter den etwa zwölf Kandidaten hatten schreckliche Angst. Solche Furcht ist mir stets lächerlich erschienen. Immer sagte ich mir: „Mag's kommen, wie es will. Du tatest, was du konntest, und wartest ruhig alles Weitere ab.“ — In Philosophie wurde ich besonders eingehend von einem philosophisch gut geschulten Kirchenrat geprüft, weil man wußte, daß ich in diesem Fach doktoriert hätte. Wollte er mir oder den übrigen Herren zeigen, daß er selbst über Dinge, mit denen ich mich zum Zwecke meiner Arbeit sehr eingehend beschäftigt hatte, noch mehr wisse? Kurz, er kam zu Fragen und Auseinandersetzungen über Dinge, von denen die übrigen noch nie etwas gehört hatten, und immer tiefer sanken die Herzen mancher. Rund um mich die angstvollen Gesichter und die

krampfhaften Bemühungen wahrzunehmen, von den mitgetheilten Antworten einige Brocken für sich aufzuschnappen, war mir sehr spaßhaft.

Meinen besorgten Genossen nach bestandnem Examen eine thüringische Pfründe wegzuschnappen, entsprach nicht meiner Absicht. Noch weniger lockte mich eine pommerische. Zwei Prüfungen hatte ich nun gemacht, die mir für einen Lebensberuf wenig praktischen Nutzen bringen konnten. Die Philosophie schätzte ich als die Führerin zu klarer, einheitlicher Weltanschauung und fester Lebenshaltung, wie sie uns bei einigen Philosophenschulen, z. B. den Pythagoräern und Stoikern, entgegentritt. Von einem nachhaltigen Einfluß der Philosophie auf das geistige und sittliche Gesamtleben war damals wenigstens trotz der Bemühungen z. B. R. Euckens noch nicht viel zu merken. Raum auf die Studenten vermochten die Dozenten tieferen Einfluß auszuüben, geschweige denn auf weitere Kreise. Alle theologischen Probleme wiesen aber auf philosophische oder geschichtliche zurück. So hielt mich die theologische Wissenschaft nicht mehr. Am Predigen hatte ich wohl Freude. Man sagte mir auch Befähigung dafür nach. Aber von tieferem Einfluß der Predigten auf das Leben der Erwachsenen konnte ich wenig bemerken. Vor allem wollte ich mich aber nicht in der Freiheit der Überzeugung beschränken lassen.

Gerade um diese Zeit hatten M. v. Egidys und Chr. Schrempfs Schriften starkes Aufsehen erregt. Beider Männer Überzeugungstreue und Opferwilligkeit erschienen mir bewunderungswürdig. An M. v. Egidy schickte ich meine Dissertation. Ein Briefwechsel und späterer Besuch knüpfte sich daran, und jener Tapfere suchte mich in meinen Überzeugungen zu bestärken. Chr. Schrempf kam auf Einladung unserer philosophischen Gesellschaft, die von einem Schweizer

Freunde, Th. Mossherr, und mir gegründet worden war, nach Jena, und hielt dort einen Vortrag über „Autorität und Persönlichkeit“. Für die von Schrempf herausgegebene „Wahrheit“ (Cotta's Verlag) schrieb ich später einen Aufsatz über Paul de Lagarde, für dessen Ideen ich immer begeisterter geworden war. Eingehend beschäftigte ich mich auch mit der sozialistischen Literatur, vor allem den Schriften F. Lassalles.

Zu den philosophischen kamen jetzt immer entschiedener sozialpolitische und sozialpädagogische Fragen, alles einer vaterländischen Lebenserneuerung Dienende. Unzweifelhaft war mir geworden, daß, wer auf Menschen wirken wolle, mit der Jugend beginnen müsse. An den Beruf eines staatlich angestellten Oberlehrers dachte ich dabei niemals. Der war mir durch die eigene Schulzeit für immer gründlich verleidet worden. Auf ländlichen Aufenthalt wollte ich auch nie verzichten. Der Gedanke an eine Art Klosterleben in wissenschaftlicher Arbeit und landwirtschaftlicher Tätigkeit lockte mich. Noch mehr aber zog es mich an, damit Jugenderziehung zu verbinden. Mit meinem Schweizer Freunde schwärmte ich davon, auf einer einsamen Insel eine Klosterschule zu gründen. Eigene Erfahrungen, besonders in den Ferien, hatten mich der Jugend immer näher gebracht. Als Vorturner hatte ich ehemals große Freude an meiner Turnriege gehabt, besonders an den Kleineren. Oft hatte ich dann während der Schulferien zahlreiche Arbeiterkinder um mich gesammelt und sie zu allerlei ländlichen Arbeiten angeleitet. Manche von ihnen waren meine ständigen Begleiter geworden. Später hatten sich die auf unserem Gute untergebrachten Ferienkolonisten um mich geschart. Ihre Streifzüge und Wanderungen unternahmen sie lieber mit mir als mit den ihnen zugeteilten Lehrern. Manche von ihnen haben mir noch jahrelang geschrieben. Wurde ich Lehrer, dann

wollte ich allerdings mit ganzer Kraft, Verantwortlichkeit und Selbständigkeit wirken. Alles Halbe, Schwächliche, Matthe war mir zuwider. Fichte, E. M. Urndt, P. de Lagarde und R. Eucken waren mir Vorbilder.

So beschloß ich denn die erste äußere Vorbedingung für den Lehrerberuf zu erfüllen und die Oberlehrerprüfung zu bestehen. Mit dem Schluß des neunten Semesters ein halbes Jahr nach dem theologischen, ein Jahr nach dem Doktorexamen gelang es mir unschwer. Ich erwarb die Lehrbefähigung für alle Klassen in Philosophie, Deutsch, Religion und Hebräisch.

Die Studienzeit war nun vorbei!

Viereinhalb Jahre hatte ich in dem ernsteren, strengeren Halle, dem froheren Jena zugebracht, viel längere Zeit, als ich anfangs gewollt. Oftmals hatte ich an einem Tag nicht gewußt, wovon ich am nächsten leben sollte. Manchmal hatte ich Wochen hindurch kaum einen Pfennig gehabt. Abgesehen von zwei Pfingstwanderungen in den Harz und Thüringer Wald zusammen mit Kameraden hatte ich äußere Vergnügungen gänzlich gemieden. Als ich in späteren Semestern nicht umhinekommen hatte, den „Rektoratsball“ mitzumachen, hütete ich mich künftig sorgsam vor Ähnlichem, um nicht die „Kreise“ meiner Arbeiten stören zu lassen. *Noli turbare circulos meos.*

Und doch waren diese Jahre in vieler Beziehung die schönsten, sorglofesten und genussreichsten meines Lebens. Nach der Enge der Schulzeit bedeuteten sie eine Erlösung. „Die Wahrheit wird Dich frei machen“, das hatte ich bestätigt gefunden. Eine Quelle reiner, hoher Freude, edelsten Genusses war mir die Wissenschaft, das Suchen nach Wahrheit geworden. So peinlich mir im allgemeinen die Erinnerung an die Schulzeit war, so lieb und wert blieben mir stets die *almae matres*, die aus dem Lande der Berge und Burgen, der lieben Saale.

Jetzt konnte ich die praktische Vorbereitung auf den Erzieherberuf beginnen. Aber das weitere Studium in Jena wollte ich auch nicht aufgeben und mich von dem lieben Platz noch nicht trennen. So wurde ich denn zu meiner Freude im Gymnasialseminar des Direktors Richter und in dem pädagogischen Universitätsseminar des Prof. Rein in Jena aufgenommen. In beiden fand ich vielfache und starke Anregung. Beiden Herren bin ich von Herzen für alles Empfangene dankbar.

Der leider zu früh verstorbene Direktor Gustav Richter war ein Mann von seltener Gelehrsamkeit, pädagogischer Tüchtigkeit, persönlicher Liebenswürdigkeit, Feinheit und Herzengüte. Mit Frick in Halle war er aufs ernstlichste bemüht, die Ergebnisse der wissenschaftlichen Pädagogik für die Schule nutzbar zu machen. Tüchtige Kräfte wirkten am Gymnasium. Neben Dr. Richter Männer wie Dr. Merian-Genast, Dr. U. Rausch. Hier fand ich viel von dem, ja fast alles, was ich in der Heimat mit Schmerzen vermißt hatte, ein herzliches Verhältnis zwischen Lehrern und Schülern, anregenden und begeisternden Unterricht. Seinem großen Pflichtenkreis kam Dr. Richter, der bedeutende Geschichtsforscher und Erzieher, hingehend nach, obwohl er schwer rückenmarksleidend und an den Krankenstuhl gefesselt war. Seine Schmerzen hinderten ihn nicht, jedem gegenüber liebenswürdig und wohlwollend zu sein und nimmer den Gleichmut zu verlieren.

Zunächst hatten wir tüchtig Unterricht zu hören. Zumeist war er trefflich. Noch heute, nach etwa 25 Jahren, stehen mir die einzelnen Schüler lebhaft vor Augen, und ich könnte von jedem einzelnen mancherlei erzählen. Zum erstenmal verspürte ich ganz das Packende des Erzieherberufs, dessen Vorbedingung und Erprobung. Deutlich erkannte ich, daß wer nicht fähig ist, Wertvolles und Liebenswertes in jedem Kinde zu entdecken, reine,

selbstlose Freude und Anteilnahme jedem gegenüber zu empfinden, zu pflegen, mit Geduld, Milde und Ernst zugleich Unvollkommenheiten und Schwächen zu begegnen, wer nicht selbstlos lieben, sich und andere nicht begeistern kann, daß der wohl daran tut, diesem Beruf fernzubleiben.

Dr. Richter zeigte viel Anteilnahme und Wohlwollen für unsere Arbeit. Einer aus unserer kleinen Zahl gab die Arbeit und damit den Beruf nach kurzer Zeit ganz auf, weil er „nicht hoffen könne, ein Lehrer nach dem Herzen Richters zu werden“. Mancherlei wertvolle Anregung wurde uns in diesem Seminar zuteil, so z. B. der Geschichtsunterricht auf Grund und in Verbindung mit Quellenkunde, Lateinunterricht in Anlehnung an Meurers „Pauli Sextani liber“, der also auch modernes Leben zum Gegenstand des Gesprächs machte. Bald mußten wir uns selbst an Unterricht und Vorträgen beteiligen. Bei Gelegenheit der Beurteilung einer Religionsstunde legte ich meine Ansichten über Behandlung von Gleichnissen dar. Zum pädagogischen Quellenstudium wählte ich mir Pestalozzis Werke. Dieser große Erzieher hat mich von allen stets am meisten angezogen. In meinem Vortrag gab ich meiner Begeisterung für ihn Ausdruck und fand dabei Dr. Richters warme Zustimmung. Wertvoll war es, daß wir im Seminar auch Gelegenheit bekamen, uns im Zeichnen und Skizzieren nach der Natur zu üben, und daß wir Einblick in die Tätigkeit der wissenschaftlichen Schülervereine erhielten. Diesen widmeten sich hier manche Lehrer, und so waren sie von Nutzen.

Das Gymnasialseminar wurde trefflich durch das pädagogische Universitätsseminar und die mit ihm verbundene Übungsschule ergänzt. So lernten wir durch Prof. Rein theoretische Pädagogik und die Praxis der Volksschule kennen. Strenger als auf dem Gymnasium wurde hier die Didaktik angewandt.

Daß man hier wie dort ernstlich bemüht war, die Pädagogik als Wissenschaft aufzufassen und den Unterricht als Kunst zu gestalten, eine wirkungsvolle Methode zu finden und anzuwenden, war für mich und viele etwas Neues und fesselte mich ungemein. Später habe ich mich verhältnismäßig frei zu diesen Systemen gestellt und versucht, der eigenen Persönlichkeit, dem jeweiligen Stoff und der Klasse gemäß das Unterrichtsverfahren zu gestalten. Die strenge Schulung nach einem System aber ist, das war stets meine Überzeugung, für alle Lehrer mindestens für den Anfang sehr heilsam, ja notwendig. Willkür, Zufälligkeiten, eigne Sonderbarkeiten sind im Unterricht durchaus nicht angebracht, stellen sich aber nur zu leicht ein. Wer nicht gelernt hat, sich dabei in strenge Zucht zu nehmen und nehmen zu lassen, wird schwerlich etwas Tüchtiges leisten. Die Opfer umbarmherziger Kritiken konnten ja den Zuhörern manchmal Mitleid einflößen. Heilsam aber waren diese Stahlbäder jedenfalls. Wer bei ihnen den Atem verlor, war eben kaum am rechten Platz. — Auch an der Übungsschule hatten wir tüchtige Oberlehrer, besonders die Herren Scholz und Schubert. Mochte es mir zunächst so vorkommen, als bemühe man sich, mir ein äußerst unbequemes Panzerhemd anzulegen, mochte ich auch einige kräftige Versuche machen, es zu zersprengen, um mit freier Brust vorwärtzuzustürmen, schließlich bemerkte ich sehr wohl die Vorteile solcher Rüstung. Daß sie bei mir je rostig wurde, war kaum zu befürchten.

Die Übungsschule verschaffte uns Einblick in Leben und Kinderwelt der Arbeiterkreise. Auch das war mir sehr lieb. Die Übungsschüler gehörten ja den ärmeren Kreisen Jenas an und bekamen alles, auch die Lehrmittel, umsonst. Mit Erstaunen habe ich damals und später erfahren, wie weit man diese Kinder bis zu ihrem 14. Jahre bringen konnte,

wenn tüchtige Männer sie unterrichteten, zumal wenn die Klassen nicht zu umfangreich waren. Auch die sorgsame Erziehungsarbeit von seiten mancher dieser Handwerker- und Arbeitereltern an ihren Kindern erfüllte mich mit Hochachtung.

Den Herren, von denen ich damals lernen durfte, bin ich immer dankbar geblieben. Jedenfalls haben sie mir den Erzieherberuf von der anziehendsten Seite gezeigt, mir das Wesentliche und Große an ihm nahegerückt. So packte mich dieser Beruf. Mochte ich vorher umhergetastet haben, nun wußte ich, daß ich hier im richtigen Fahrwasser angelangt sei. Mit den Leitern der beiden Seminare bin ich auch nach Schluß des nur zu schnell dahingeflogenen Jahres in Verbindung geblieben. Beide haben später lebhaften Anteil an meiner eigenen Arbeit genommen und sie wiederholt besichtigt. Leider wurde Dr. Richter immer kränker. Daß er als Vertreter des klassischen Gymnasiums die Berechtigung meiner vom Gymnasium abweichenden Arbeit anerkannte, war ein Beweis seiner verständnisvollen Weitherzigkeit. Viel zu früh starb der hochverdiente Mann. Es war ihm bis zuletzt nicht die Anerkennung und Ehre zuteil geworden, die ihm vollauf gebührte. Die Liebe seiner Schüler aber überdauert das alles.

Auch in diesem Jenenser Jahr beschränkte ich mich keineswegs auf die neue Facharbeit. Mit Prof. Nippold stand ich in regem Verkehr und erwarb auf Grund einer Arbeit über den Gnostizismus den Grad eines Lizentiaten der Theologie. Daneben leitete ich die philosophische Gesellschaft, verfolgte lebhaft den Geisteskampf der Zeit und beteiligte mich auch an bewegenden Fragen des Hochschullebens.

Um diese Zeit traf uns alte Jenenser, die wir gerade in den Ferien weilten, die Trauerbotschaft vom Tode Adalbert Lipsius', der einer Blinddarmoperation erlegen war. In ihm verehrten

wir einen der letzten „Universal“-Gelehrten, der auf philologischem, philosophischem wie geschichtlichem Gebiet gleich Tüchtiges geleistet hatte. Immer hatten wir es schmerzlich empfunden, daß der große Mann in Jena einen verhältnismäßig kleinen Schülerkreis gehabt hatte, während viel unbedeutendere auf anderen Hochschulen viele Hunderte um sich scharten. Ihrer Richtung wegen waren die Jenenser Gelehrten den größeren Universitäten ferngehalten worden. Doch nun schien sich auch diese Stätte freier theologischer Forschung zu wandeln. Der ausgezeichnete, ganz in seiner Arbeit an den Studenten aufgehende Liz. Schmiedel hatte trotz seiner Tüchtigkeit unverantwortlich lange auf eine Berufung als Professor warten müssen. Nun wurde er bald nach Lipsius' Tod in das Ausland, nach Zürich, berufen. Als Nachfolger von Lipsius waren von der Weimarer Regierung, entgegen dem Wunsch der Jenenser Fakultät, Männer einer Lipsius entgegengesetzten, der Ritschelschen Richtung in Aussicht genommen. Später und heute sind ja diese theologischen Parteiunterschiede gemildert worden. Wir Schüler dieser Männer empfanden sie aber mit unsern Lehrern in voller Schärfe und hielten uns verpflichtet, gegen die Verdrängung der freien Theologie aus dem Jenenser Asyl Front zu machen. Als letzter „Senior“ des Lipsius'schen Seminars trat ich an die Spitze dieser Bewegung und zog mir dadurch mancherlei Anfeindungen der maßgebenden Persönlichkeiten zu. Der Universitätsrichter lud mich wegen eines Anschlags am schwarzen Brett vor sein Forum. Man konnte mir aber nichts anhaben. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich, was sich mir auch stets vorher und nachher bewahrheitet hat: Feile Mantelträger erwerben sich schließlich keines Tüchtigen Achtung, Menschen aber, die eine eigene Überzeugung mit Ernst und Entschiedenheit vertreten, ziehen sich zwar zeitweise mancherlei

Unbequemlichkeiten, Verdächtigungen und Anfeindungen zu gewinnen und bewahren aber schließlich doch die Achtung aller wirklich Urteilsfähigen. Männer wie Richter, Eucken, Baumgarten waren über mein Verhalten zunächst mindestens befremdet, wenn nicht erzürnt. Als ich mich aber mit ihnen ausgesprochen hatte, würdigten sie es.

Doch wovon lebte ich all diese Jahre in Jena? Die Arbeit in den Seminarien geschieht völlig unentgeltlich. Einiges erwarb ich mir durch den Unterricht, den ich dem Japaner erteilte. Daneben benutzte mich Prof. Rippold bei mancherlei literarischen Hilfsarbeiten, und ich hatte dafür in den letzten Semestern das Mittagsmahl im Kreise seiner Familie anstatt des Butterbrotes auf meiner kleinen Studentenbude.

Die schöne Jenenser Zeit ging ihrem Ende entgegen. Aus der lieben Musenstadt mußte Abschied genommen werden. Der Erzieherberuf war mir in Jena so lieb und wert geworden, daß ich ihm treu bleiben wollte. Doch wohin jetzt? Neben Jena gab es nur einen Platz, nach dem es mich mächtig zog, die Heimat. Zum Abschluß der pädagogischen Vorbereitung mußte dem Gesetz gemäß auf das Seminar- das Probejahr folgen. Darum meldete ich mich für dieses nach dem Rgl. Preussischen Pädagogium zu Putbus auf Rügen und bat, mich in diesem Jahr auf dem Landgut meiner Eltern, etwa 7 km von der Stadt, wohnen zu lassen. Beides wurde mir zu meiner Freude von der entgegenkommenden Behörde bewilligt.

Doch hatte ich auch recht überlegt, was ich mir damit wünschte? Wie würden sich meine alte Liebe, die Landwirtschaft, und meine neue, die Jugenderziehung, miteinander vertragen? Ein seltsames Nebeneinander haben sie in diesem Jahr geführt. Die alte Liebe war nahe daran, wieder Herrin zu werden. Das hatte aber noch mancherlei äußere Gründe.

Eine spätere Zeit erst mußte in mir beide miteinander versöhnen und organisch verbinden.

Außerlich genommen verlief mein Leben in diesem Jahre etwa so: Ich wohnte in meinem kleinen Westgiebelzimmer unseres Gutshauses. Von seinen Fenstern konnte ich den Hof überschauen. Die Blätter einer alten, hochragenden, lauschigen Linde rauschten vor ihnen und waren mir liebste Musik. Die Decke war so niedrig, daß ich sie leicht berühren konnte, die Wände waren einfach weiß getüncht. Mein Bett, ein Stehpult, ein kleiner Tisch, ein Bücherbrett mit meinen Büchern, einige wenige Bilder, so war einer meiner liebsten Räume, die ich je bewohnt habe, ausgestattet. Etwa fünf Uhr früh stand ich auf, ging durch die ganze Wirtschaft, ordnete die auszuführenden Arbeiten, stellte die Leute an, ritt um 6 Uhr zum Beginn der Außenarbeit aufs Feld und brachte alles in Gang. Oftmals ritt ich unmittelbar von dort auf meiner kleinen flinken Fuchsstute nach Putbus. Schnell zog ich dort mein Pferd in den Stall des „Fürstenhofes“, und pünktlich 8 Uhr war ich im „Kgl. Pädagogium“ zugegen.

Aufgabe der Probekandidaten ist es ja vor allem, Unterricht zu hören und dann sich selbst in ihm zu versuchen. Der ersten Pflicht konnte ich allerdings kaum nachkommen. Denn die meisten Herren baten mich stets dringend, nicht zu ihnen zu kommen und lieber Stunden der Kollegen zu besuchen. Bei diesen ging es mir zumeist ebenso. So bekam ich hier nicht viel zu hören, noch weniger von den Einrichtungen des „Alumnats“ oder „Nebenalumnats“ zu sehen. Denn mit eigentlich erzieherischen Aufgaben wurden Probekandidaten hier leider nicht betraut. Als ich in viel späteren Jahren einmal den Direktor besuchte, habe ich zum erstenmal diese Räume gesehen. Bald hatte ich vertretungsweise Unterricht zu übernehmen, in Sexta,

später in Tertia Religionsgeschichte, und Deutsch in Tertia und Sekunda. Der Unterricht machte mir Freude, besonders bei den Kleinsten und Größten. In der IIIa, einer besonders großen Klasse, wurde ich bald auf die Probe gestellt. In ihr waren einige — milde gesagt — besonders dreiste Berliner Jungen, die natürlich glaubten, dem neugebackenen Probekandidaten gegenüber sich dies und jenes leisten zu können. Aber bald hatte ich mich durchgesetzt.

Schwierig war es für mich, Zeit und Andacht zur Erledigung der Korrekturen, zur Vorbereitung auf den Unterricht und zur wissenschaftlichen Weiterarbeit zu finden. Raum hatte ich in Putbus meinen Unterricht erteilt, so sattelte ich schnell mein Roß, und dann ging es zumeist noch viel eiliger heimwärts als hinwärts. Mich zog es gewaltig auf Feld und Acker. Was man inzwischen fertiggebracht hatte und wie es ausgefallen war, wollte ich sehen. Mindestens ebensosehr aber zog es meinen kleinen Fuchs nach der heimatlichen Futterkrippe. Zweimal war mir der Schlaue ausgekniffen, während ich unterrichtete. Ich hatte keine Zeit gehabt, ihn im Stalle anzuhalftern. Geschickt hatte er mit dem Kopf die Türklinke geöffnet und war nach Haus galoppiert. Das war ihm übel bekommen. Denn der Hoteldiener war ihm nachgeeilt, und das arme Füchlein mußte dann den gleichen Weg viermal zurücklegen. Kam ich zu Hause an, dann ging es natürlich sofort wieder an die ländliche Arbeit. Und wenn ich nachmittags nach Anstellung der Leute mich in mein Zimmer zur Arbeit hinsetzte, dann ließen die Gedanken an die Dinge, die draußen in der Wirtschaft vorgehen mochten, mir oft keine Ruhe. Bald war ich wieder bei ihnen. Neben dem Säen und Ernten machte mir unter den landwirtschaftlichen Arbeiten die Urbarmachung von Ödländereien immer die größte Freude.

So habe ich in dieser Zeit einige Stücke neuen Ackerlandes um unser Moor herum dazugewonnen. Große Freude hatte ich wie noch heute am Reiten, insonderheit dem Zureiten unbändiger Füllen. So erinnere ich mich noch lebhaft eines jungen, sehr starken Tieres, das wohl beim Unbändigen nicht richtig behandelt worden war und nun die Gewohnheit hatte, zu Beginn der Arbeit nach Ackergeräten und Menschen zu schlagen. Wenn es dabei gar nicht zu zähmen war, ließ ich es ausspannen und ritt es in gestrecktem Galopp im losen Acker müde, worauf es dann ruhig seine Pflicht tat. Für wissenschaftliche Arbeit blieb wenig Zeit. Doch beschäftigte ich mich damals eingehend mit Lagardes Schriften. Von aller Arbeit war ich abends todmüde und schlief sofort ein. So machte ich denn die Vorbereitung auf den Unterricht und z. T. sogar Korrekturen der Schülerhefte zumeist auf den Ritten nach Putbus ab.

Eines Morgens war ich gerade um 8 Uhr dort angekommen, da sagten mir die Kollegen, der Schulrat sei da und werde sofort in der ersten Stunde, es war Religion in der Sekunda, bei mir zuhören. Ich behandelte gerade aus Jesaja 51 die Verkündigung vom „leidenden Knecht Jahves“. Mit dem ziemlich orthodoxen Direktor, den ich seiner Güte und Liebenswürdigkeit wegen immer in bestem Andenken behalten werde, hatte ich schon manche Auseinandersetzung über dogmatische Fragen gehabt. Ihm war ich zu „radikal“. Meine Überzeugung verleugnete ich vor ihm und dem Schulrat entsprechend meiner Gewohnheit in dieser entscheidenden Frage aber durchaus nicht. Ich behandelte das Thema streng geschichtlich, obwohl es ja wenig wahrscheinlich war, daß den Herren dies gefallen würde. Ein anderes Verhalten wäre mir verächtlich erschienen. Dies erwähne ich hier, weil man nur zu oft ein

Gebot der Selbsterhaltung oder der schuldigen „Rücksichtnahme“ darin erblickt, den Mantel nach dem Wind zu hängen, während es zumeist nur Folge von Bequemlichkeit, Mangel an Vertrauen auf die Kraft der Wahrheit ist und nur Unheil anrichtet.

Dem gesellschaftlichen Treiben im Winter konnte ich als „Probekandidat“ nicht immer ganz ausweichen. Und so mußte denn mein Fuchselein auch öfters zum zweitenmal und zwar abends im Dunkeln nach Putbus traben. Aber wie schön und schnell fand es um Mitternacht seinen Weg in den Stall zurück durch den finstern Wald, in dem ich oft nicht einen Schritt vor mir sehen konnte. Und wie herrlich waren die Ritze unter dem klaren Sternenhimmel in der stillen Nacht. Nie wäre ich in der Nacht in Putbus geblieben. Das Elternhaus war mir doch tausendmal lieber. Lauschte doch die Mutter auf den Trab meines Pferdes.

Dahem versuchte ich nebenher auf die Arbeiter des Gutes erzieherisch einzuwirken, insonderheit einige vom Alkoholgenuß abzubringen. Dabei mußte ich z. T. traurige Erfahrungen machen. Auf meinen Ritten hatte ich eine arbeits- und obdachlose polnische Arbeiterfamilie getroffen, Mann, Frau und mehrere kleine Kinder. Ich nahm sie auf unser Gut, der Mann wurde Kuhfütterer, die Frau fuhr Milch zur Stadt. Anfangs ging alles gut, besonders tüchtig erwies sich die Frau. Allmählich unterlag der Mann wieder seiner alten Trinkerleidenschaft. Brennspiritus trank er in Mengen. Dann machte er meist Lärm und schlug Frau, Kinder und Nachbarinnen. Häufig wurde ich, wenn es gar zu arg wurde, zu Hilfe gerufen. Eines Morgens war ich gerade von der Schule heimgekommen, da kamen die Kinder gelaufen. „Suckow will alles totschlagen.“ Schnell eilte ich hinzu. Als der Pole

meinen Worten nicht folgte, sondern auf mich losging, warf ich ihn zu Boden, setzte ihm die Knie auf die Brust und zwang ihn zur Ruhe, während er mir Hemd und Jacke zerriß. Als ich ihn ermüdet glaubte, ließ ich ihn los. Jetzt packte er einen großen Feldstein von dem nebenbeiliegenden Haufen und stürzte mit ihm auf mich los. Kaltblütig blieb ich stehen, während die Frauen heulend davonsiefen. Doch er wagte nicht sofort zu schleudern, während ich ihn fest anschaute. So konnte ich ihn zum zweitenmal packen und gründlicher als zuvor entwaffnen. Schließlich mußte ich aber den „Erziehungsversuch“ bei diesem Mann als aussichtslos aufgeben.

Tiefen Eindruck machte die Erfahrung der unbestreitbar verheerenden Wirkung des Alkohols auf mich. Erlebte ich doch, wie einer unserer kräftigsten und besten Arbeiter allen Gegenbemühungen zum Trotz schließlich sich selbst und seine ganze Familie zugrunde richtete. Sichtbar nahmen Zuverlässigkeit und körperliche Kraft bei ihm ab. Damit er seinen Wochenlohn nicht sofort vertrinke, händigte ich ihn der tüchtigen Frau ein. Der Mann aber nahm darauf dieser die Vorräte weg und tauschte sie beim Kaufmann gegen Branntwein um. Er beklagte die eigene Schwäche und versiel ihr doch bei nächster Gelegenheit wiederum widerstandslos. Wenn irgendein Streit in der Wirtschaft entstand und etwas zu tadeln war, war Alkoholgenuß fast ausnahmslos schuld daran. Auch auf dem Pädagogium bemerkte ich bei Schülern und Lehrern die gleichen schlimmen Wirkungen dieses Unholdes, den ich ja schon von der eigenen Schulzeit her kannte. Zwecklos ist es, hier einzelne Erlebnisse zu erzählen.

Mit den erzieherischen Aufgaben im Putbuser Alumnat hatten sich einige jüngere Herren zu befassen, denen dies als keineswegs willkommene „Aufsicht“ und lästiger Dienst erschien.

Der tüchtigste der dortigen Lehrer sagte mir auf Grund seiner Erfahrungen: „Alle Alumnate sind Brutstätten des Lasters.“ Der herzengute und liebenswürdige Leiter war viel zu schwach. Die jüngeren Lehrer wechselten oft, da kaum einer Lust hatte, länger, als es unbedingt sein mußte, zu bleiben. Die älteren waren der Aufgabe nicht gewachsen. Einrichtungen und Persönlichkeiten, wie sie vor allem ein Alumnat haben muß, um die Schüler auch außerhalb der Schulzeit zu fesseln, waren nicht vorhanden, weder ausgedehnte Spielplätze, zweckmäßig eingerichtete Werkstätten, noch selbstlose, hingebende, in ihrem Beruf völlig aufgehende Erzieher. War es verwunderlich, daß immer wieder arge Auswüchse vorkamen, zahlreiche Schüler plötzlich entfernt werden mußten, ja daß es in späterer Zeit zu Schülerrevolten kam?

So anziehend mir der Beruf in Jena erschienen war, um so abstoßender wurde er hier ausgeübt, obwohl doch der Platz ein herrlicher und mit der Schülerschaft bei richtiger Behandlung Gutes zu erreichen war. Hier konnte man nur in negativer Beziehung lernen, erfahren, wie es nicht gemacht werden dürfe. Insofern erlebte ich in diesem Jahr eine wertvolle Ergänzung meiner Schülererfahrungen. Hatte ich dort die Gefahren und Schäden des Pensionatswesens kennen gelernt, so jetzt die des herkömmlichen Alumnatswesens.

War es unter solchen Umständen verwunderlich, daß ich noch einmal in der Berufswahl schwankte, zumal mir ein Anerbieten, das mich in jeder Beziehung lockte, gemacht wurde? Um zu erklären, wie es dazu kam, muß ich etwas weiter ausholen.

Meine sozialpolitischen Bestrebungen hatten mich, wie mit Moritz von Egidy und Chr. Schrempf, so auch mit Theodor von Wächter zusammengeführt. Er entstammte einer angesehenen württembergischen Juristenfamilie, hatte Theologie

studiert, sich dann aber wie auch ich dem Bekenntnis- und Liturgiezwang nicht unterwerfen wollen. Sein starkes soziales Mitgefühl brachte ihn dazu, sich im Nordosten Berlins, mitten in der Fabrikarbeiterschaft, niederzulassen, selbst lange Zeit Arbeiter zu werden, so deren Verhältnisse gründlich kennen zu lernen und dort in religiös-sittlichem Sinne zu wirken. Was v. Wächter in der Stadt unter der Fabrikarbeiterschaft anstrebte, hatte ich ja auf dem Lande zu erreichen versucht. So hatten wir uns gefunden.

Wie es damals in diesem Kreise zuging, mag ein Beispiel zeigen. Von Jena kam ich auf der Heimreise in den Weihnachtsferien durch Berlin. Wächter forderte mich auf, ihm bei der Veranstaltung seines Weihnachtsfestes für Arbeiter zu helfen. Ein großer Saal war gemietet, in ihm waren viele Tische mit Kaffee und Brötchen aufgestellt worden. Er hatte alle „Notleidenden“ und „Obdachlosen“ zum Kommen eingeladen. Der große Saal war gedrückt voll. Wohl ungefähr 1000 Menschen waren gekommen, und die meisten ließen sich Speisen und Getränke auf Kosten Wächters gut schmecken. Der hielt eine Rede über „Jesus von Nazareth und die Arbeiter“ und betonte die sozialen Gedanken des Evangeliums Jesu. In ähnlichem Sinne sprach auch M. v. Egidy. Danach traten verschiedene Arbeitslose aus der Versammlung auf, welche zum Teil in zynischer Weise das Gehörte und Getane herabsetzten. Zornig wies ich sie in einer kurzen Ansprache zurück. Nach Schluß der Versammlung sorgte die Polizei auf der Straße dafür, daß die Massen zerstreut wurden; ein Zusammengehen und Verweilen duldete sie nicht. Wächter und ich blieben mit einigen zusammen und besprachen das Erlebte. Er nahm dann einige Obdachlose in seine kleine Stube. Ich mußte heimreisen.

Wächter gab damals ein religiöses Flugblatt heraus „Der Christ, Wochenblatt für freien Geistesaustausch“. Seine Absicht ging dahin, die sozialdemokratischen Arbeiter für die Gedankenwelt Jesu zu gewinnen. Für den „Christ“ hatte auch ich einen längeren Aufsatz geschrieben, der sich mit der „Notwendigkeit einer Erneuerung der christlichen Kirche und des christlichen Lebens“ befaßte. Dieser Aufsatz nun war wohl der Hauptgrund dafür, daß der Vorstand der deutsch-katholischen, freireligiösen Gemeinde in Leipzig wegen Übernahme einer Predigerstelle mit mir in Verbindung trat. Ich fuhr nach Leipzig, hielt daselbst eine Predigt und einen Vortrag. Man war bereit, mich anzustellen.

Was mich an dieser Stelle lockte, war die Hoffnung, hier meine sozialpolitischen Ideale verwirklichen zu können, die Arbeitermassen im Sinn eines freien Christentums, im Geist des ethischen Idealismus eines Fichte zu beeinflussen, sie aus der atheistisch-materialistischen, sowie antinationalen Richtung herauszureißen. Aber mußte man nicht eine sozial fühlende, opferbereite, begeisterungsfähige Gemeinde hinter sich haben, wenn man jenes Ziel erreichen wollte? Bei meinem Besuch in Leipzig war es mir aber sehr zweifelhaft geworden, ob das der Fall sei. Vielmehr erschien es mir so, als dächten sich die meisten den Geistlichen als eine Art Schmuckstück, besonders für die Frauen, bestimmt zur Verschönerung der Sonn- und Festtage. Da konnte dann das kirchliche Amt wiederum leichter zum Hemmschuh als zum Förderer sozialer Wirksamkeit werden. Es mußte die Selbständigkeit beschränken, das Vertrauen mindern. Darum verzichtete ich.

Die Preussische Schulbehörde sprach mir auf Grund meiner „Pädagogischen“ Tätigkeit im Probejahr die Berechtigung der „Anstellungsfähigkeit“ im preussischen Schuldienst zu. Meiner

---

Meinung nach wäre eine Anerkennung von seiten der Landwirtschaftsbehörde damals besser verdient gewesen. In den Staatsdienst einzutreten hatte ich weder Lust, noch bot sich dazu Gelegenheit. Wohl aber traf mich gegen Schluß des Probejahres die Aufforderung, wiederum nach Jena zu kommen, und zwar als Oberlehrer an der mit dem pädagogischen Universitätsseminar verbundenen Übungsschule. Ich folgte, weil mir Jena und das Seminar lieb waren und ich mir wünschte, auf pädagogischem Gebiet weiter zu lernen und Erfahrungen zu sammeln. Daß die Entschädigung nur eine sehr geringe war, störte mich nicht. Brauchte ich doch nur wenig zum Leben.